



Käthe Kollwitz 85 Jahre alt.
Frau Professor Käthe Kollwitz, die bedeutende Bildhauerin, wurde vor 85 Jahren in Königsberg geboren. Sie ist Vorstand des Meistervereins für Graphik an der Preussischen Akademie der Künste, und ihre graphischen Meisterwerke zeugen von warmem Mitgefühl für die Armen und Kerkern.



Goethes 'Götter' im Heidenheimer Naturtheater.
Die Heidenheimer Volksschauspiele — die bedeutendste Bühnenschauspiele Süddeutschlands — führt im Goethe-Jahr 'Götter von Verlichtungen mit der Eisernen Hand' in besonderer Bearbeitung für die große Freilichtbühne auf. Unser Szenenbild gibt den Wandertanz bei der Bauernhochzeit wieder — ein lebensvolles Bild alter deutscher Volkskultur.



Roosevelt — Präsidentschaftskandidat
der amerikanischen Demokraten.
Der Gouverneur des Staates New York und frühere Staatssekretär im Marineministerium, Franklin D. Roosevelt — ein entfernter Verwandter des früheren Präsidenten Theodore Roosevelt — ist von der demokratischen Parteikonvention als Kandidat für die amerikanische Präsidentschaftswahl nominiert worden.



Ein Hagen-Denkmal am Rhein
wurde in der alten Nibelungen-Stadt Worms enthüllt. Das Standbild zeigt, wie Hagen gerade den Nibelungen-Schach im Rhein versenkt.



Helen Wills — zum fünften Male Weltmeisterin.
Bei den inoffiziellen Weltmeisterschaften der Tennisamateurs, die jetzt in Wimbledon ausgetragen wurden, blieb bei den Damen auch diesmal wieder — und damit zum fünften Male — die Engländerin Helen Wills-Moody Siegerin.



Die Hochzeit Prinz Friedrich Wilhelms zu Lippe.
Nach der Trauung in der Hofkirche zu Breslau verläßt Prinz Friedrich Wilhelm zu Lippe mit seiner Gemahlin das Gotteshaus.

Don Juans des Urwaldes.

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Ein Ball im Dickicht des Urwaldes! Mehrere Stunden vor dem Tanz beginnen die kupfergelben Herren mit ihrer Toilette. Mit größter Sorgfalt kämmen sie sich das Haar und ordnen die Stirn- und Ohrenlöcher. Die Augenbrauen und Wimpern werden ausgerissen, ebenso wie alle anderen Härchen, die ihrer Meinung nach das Kinn oder die Oberlippe verunzieren. Dann wird mit der Bemalung des Gesichtes begonnen, jeder bunte Strich wird sorgfältig im Spiegelchen begutachtet. Die schöne grell-rote Farbe liefert der Samen eines Busches, die gelbe wird durch Kauen einer Wurzel bereitet, und die schwarze besteht aus Kohle, der mit Speichel verrieben wird. Dann werden die Halsketten aus Schneckenschalen und der Federschmuck geordnet, und schließlich werden die schweren Ohrentöpfe gewischt. Als besonderer Luxus gilt ein von den Weißen abgekostetes Hemd oder eine Hose. Die eitelsten unter den Männern sehen sich eine mit Schneckenschalen besetzte Haube auf den Kopf.

Sie waren Gäste der Tschoroti- und Achuslesstämme im Gebiet des Wilkomah. Man könnte sie wilde Indianer nennen, denn sie waren noch ganz mit der sie umgebenden Natur verbunden, sie lebten im Urwald ihr eigenes Leben, kamen nur selten mit den Weißen in Berührung, bei denen sie Spiegel, Messer und allerlei Landeintauschen, und kümmerlichen sich im übrigen wenig um die Begriffe europäischer Zivilisation. Sie waren freundliche, in ihrer Art ritterliche Menschen, die aber, gereizt, wie unartige Kinder großes Unheil anrichten konnten. Den dienenden Wert der Arbeit überschätzten sie nicht; neben den notwendigen Beschäftigungen mit der Jagd und dem Fischfang vertreiben sie sich hauptsächlich die Zeit mit nächtlichen Tanzergänzungen und mit gelegentlichen Trinkgelagen. Die Männer erklaren eifrig und bußfertiger als die Frauen, die meisten unter ihnen waren richtige Don Juans des Urwaldes.

Die Frauen und Mädchen tragen zum Ball keinen Federschmuck, ihr Stolz sind schön tätowierte Muster auf der mit Fischfett blank geriebenen Haut. Der Geruch ist zwar abstoßend, aber die Indianer sind anderer Ansicht und behaupten, daß die Weißen einen unangenehmen Duft an sich hätten. Wenn die Frauen mit den Weißen in Berührung gekommen sind, tragen sie einen Lendenschurz oder den „Lipon“, der auch den Oberkörper halb bedeckt; seltsamer Weise nehmen es aber die Mädchen, die nackt einhergehen, mit der Tugend viel genauer als die schamhaft belleideten.

Der Ball beginnt mit Sonnenuntergang. Unter riesigen Urwaldbäumen werden Feuer aus trockenem Reisig entzündet, fantastische Schatten und Lichtreflexe huschen über die Palmetronen und Lianen. Zuerst treten die Männer in den Kreis und stimmen einen immer wiederkehrenden rituellen Rehrhythmus an. Der Rhythmus steigert sich, primitive Tongefäßtrommeln fallen ein, Musikbogen, die einem Blühhorn gleichen, kreischen über ein wenig wohlklingendes Instrument, eine Pfeife, auf der man wie auf einem Schlüssel pfeift, gibt schrille Töne von sich. Die Don Juans unter den Indianern sind nicht eifersüchtig auf ihre Frauen und Mädchen, wohl aber können sich die

Damen wegen eines Kavaliere in die Haare geraten; dabei geht es keineswegs laut zu, mit Pfeilen aus Knochen oder auch mit einer Weitschote aus Tapirhaut schlagen sie auf einander ein, bis die Schwächere das Feld geräumt hat. Manche Männer haben zertrante Gesichter, das Krahen ist ein Beweis besonders heftiger Liebe.

Dem Tanz folgt ein Trinkgelage, das bis zum Sonnenanfang dauert. Am Tage bereiten die Frauen die berauschenden Getränke, sie kreisen im Walde umher, um die Früchte zu sammeln und sie zu kochen, am unentbehrlichsten ist die Algarobaf Frucht, die nach dem Gärungsprozeß ein süßes, schweres Bier liefert. Ein Europäer tut gut, der Zubereitung des Getränkes nicht zuzuschauen; das Bier wird nämlich dadurch gewonnen, daß die Frauen die gemahlene Frucht kauen und sie in einen Leinwandbeutel geben. Den Gärungsprozeß überwachen dann die Männer, bis das fertige Bier schön zu schäumen beginnt. Außer dem schweren Algarobagetränk wird auch Maisbier und das süßsäuerliche Channabier gebraut; mitunter gibt es auch von den Weißen eingehandelten Zuckerrohrschnaps, aber das ist ein feltener Luxus. Gäste werden gerne gesehen, aber sie müssen mitbringen, und wehe ihnen, wenn sie Ekel zeigen: sie würden die Gastgeber tödlich beleidigen. Man muß durchhalten, bis die älteren Indianer berauscht werden und zu heulen beginnen, als größten Freundschaftsbeweis sich gegenseitig in den ausgehöhlten Kürbis spucken, der als Trinkgefäß dient, und dem Gast den Mund abwischen. Groß ist die Wier nach Tabak. Die Indianer bauen zwar auch ihren eigenen Tabak an, sie verstehen ihn aber nicht zuzubereiten, und deshalb ist die Ware der Weißen besonders begehrt. Die Pfeife geht, wie wir das aus den Indianergeschichten wissen, von Mund zu Mund, jeder tut ein paar Züge und gibt sie dann seinem Nachbar weiter. Selbst Kinder von 5 bis 6 Jahren kann man mit Lust qualmen sehen.

Nach einem Tanz und Trinkgelage werden natürlich viele krank. Dann muß der Medizinmann seine Kunst zeigen. Der Kranke wird auf ein hartes Lager gebettet, die Indianerärzte stellen sich rund um ihn herum, beugen sich nieder und beginnen am Körper, der schmerzt, zu laugen. Dann werden die Brust und der Magen geknetet, angeblasen und belüftet. Dabei werden allerlei Zauberformeln gemurmelt. Das Seltsamste ist, daß diese Kuren von Erfolg begleitet sind, wenigstens sehen die meisten nach etwa einer Stunde Behandlung völlig geheilt und munter von ihrem Lager auf und gehen an ihre Beschäftigung, als ob nichts geschehen wäre. Die Medizinmänner sind natürlich auch gefürchtete Hexenmeister, deren schwarze Kunst viel Unheil anrichten kann.

Bei den Chacoindianern am Wilkomah gibt es weder Arme noch Reiche: ist man satt, so ist man reich, gibt es nichts zu essen, so darbt man und hilft sich gegenseitig aus. Diebstahl ist unbekannt, d. h. Diebstahl untereinander, dem Weißen darf man, wenn sich eine Gelegenheit bietet, etwas von seinem unermesslichen Reichtum wegnehmen, und sei es auch nur eine alte Hose oder ein Hemd, um irgend einer Stammesdame zu imponieren. Auch Wortstreitigkeiten sind selten, es sei denn, daß man die Tötung neugeborener Kinder oder sicher Eltern als ein Verbrechen bezeichnen wollte; aber jede Indianerin hält es nicht nur für ihr Recht, sondern auch für ihre Pflicht, einen nicht ganz

gefunden Säugling zu töten, und für den Mann ist es ein Akt der Pietät, auf seine Bitte hin den erblindeten Vater von seiner Qual zu erlösen.

Schlimm ist das Lieberachten für einen Europäer in einer der engen Indianerhütten. Der Raum ist so beschränkt, daß Männer, Frauen und Kinder, bisweilen auch noch Hunde oder andere Haustiere in einen Haufen zusammenrücken müssen, um Platz zu finden. Eine Decke muß für mehrere dienen, und es ist sicher nicht angenehm, wenn irgend ein neugewonnener küberfarbener Freund oder eine nach Fischfett duftende Dame unerwartet unter die Schlafdecke des Weißen schlüpft und das meist nicht ungezieltere Haupt an die Schulter lehnt. Die jungen Indianerinnen, die sich sehr viele Freiheiten vor der Ehe erlauben dürfen, beziehen bisweilen eine besondere Mädchenhütte, in der sie ohne Scheu einen erfolgreichen Don Juan empfangen dürfen. Blasen nicht die süßlichen, süßeren Winde, so übernachteten alle im Freien, jedoch immer mehrere unter einer Decke.

Es gibt Teile des Chaco, die unerforscht sind, in dem die Indianerstämme noch ganz nach ihren alten Sitten leben und in dem Weißen den Feind und Eindringling sehen. Weiter nach Norden, in den Urwäldern Bolivians und Brasiliens weht undurchdringliches Geheimnis, man erzählt von harten und von weißen Indianern, aber deren Herkunft sich die Gelehrten den Kopf zerbrechen. Der fremde Eindringling wird mit vergifteten Pfeilen überschüttet und Geiseltiere im Kochtopf gelitten. Noch gibt es, fern von den prächtigen Hauptstädten Rio de Janeiro, Buenos Aires, Montevideo, La Paz, in Südamerika eine unbekante Welt, die unberührte Welt des Indianers, die ihre Tugenden und Fehler wie alle Menschenanfiedlungen hat. Der Don Juan des Urwaldes hat aber dieselben Intinkte wie der Gesellschaftslöwe einer modernen Großstadt.

Allerlei Humor

Noch schlimmer. „Ich kenne nichts Schlimmeres, als daß die Frau einen dabei ertappt, daß man einen Brief in der Tasche hat stecken lassen, den man zur Post geben sollte.“ sagte ein Mann zu seinem Freunde und drehte nervös die Karten um. „Ach, ich weiß noch was Schlimmeres“, sagte der andere. „Und das wäre?“ „Daß die Frau einen Brief in der Tasche findet, den man zu verbrennen vergessen hat.“

Rein Bedenken. Tante: „Ein Mädchen, das verlobt ist, sollte nie mit einem andern jungen Mann ausgehen.“
Moderne Nichte: „Ach, Tanten, es ist alles in Ordnung. Er ist auch verlobt!“

Immer handstreichmäßig. Der angegriffene Jüngling hatte in der Bar soviel Krach gemacht, daß ihn der kräftige Portier mit einem tüchtigen Ruck zur Seitentür hinausbeförderte. Entrüstet richtete er sich auf: „Das wird Ihnen schlecht bekommen! Wissen Sie nicht, daß ich aus einer der besten Familien komme?“ „Nun, entschuldigen Sie nur,“ begütigte der Portier. „Kommen Sie noch mal rein, ich werde Sie zur Vordertür hinauschießen.“